

Jede Spur aber ist ein Zeugnis jener existentiell relationierenden Kräfte, die nicht nur auf uns als Wahrnehmende, sondern auf unseren Körper und unsere materielle und soziale Umgebung einwirken. Das Suchen und Lesen von Spuren führt deshalb stets über symbolisch vermittelte Beziehungen hinaus – auch wenn es immer wieder in sie zurückführt. Wir lassen uns ein auf die Konfrontation des eigenen Körpers mit dem Körper der Welt: Nicht nur der angenehme Klang und Duft, sondern auch alles, was uns hart, schnell und dreckig begegnet, kann für uns zur Spur werden. Eben diese Materialität und Körperlichkeit der Welt in den Spuren ist ihr harter relationaler Kern.

#### Literatur

- Pape, Helmut, *Charles S. Peirce zur Einführung*, Hamburg 2004.
- Peirce, Charles Sanders, *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Bände I-VI, hg. v. Charles Hartshorne und Paul Weiss, Cambridge/Mass. 1931-35, Bände VII und VIII, hg. v. Arthur W. Burks, 2. Auflage, Cambridge/Mass. 1958. [Zitiert in *Dezimalnotation: 2.92 steht für den 2. Band und den 92. Abschnitt.*]
- , *Phänomen und Logik der Zeichen*, hg. v. Helmut Pape, Frankfurt/M. 1983.
- , *Semiotische Schriften*, Bd. I, hg. u. übers. v. Christian Kloesel und Helmut Pape, Frankfurt/M. 1986.
- Pilot, Harald, *Prolegomena einer reinen Theorie der Erfahrung*, unveröffentlichte Dissertation, Hamburg 1978.
- Wright, Georg Henrik von, »Somewhere else – A Modal Logic of Place«, in: *The Philosophy of Nicholas Rescher: Discussion and Replies*, hg. v. Ernest Sosa, Dordrecht 1979, S. 65-73.

## Zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität: Eine Peircesche Perspektive auf Derridas und Freuds Spurbegriff

»Die Spur, von der wir sprechen«, so Derrida in der *Grammatologie*, ist »so wenig natürlich (sie ist nicht das Merkmal, das natürliche Zeichen oder das Indiz im Husserlschen Sinne) wie kulturell, so wenig physisch wie psychisch, so wenig biologisch wie geistig.«<sup>1</sup> Wie ist aber dann die Spur, von der Derrida hier spricht, zu denken? Und vor allem: Warum soll die Spur nicht an die Begriffe des Merkmals, des natürlichen Zeichens oder des Indices anschließbar sein?

Wenn ich es recht sehe, liegt der Grund darin, dass Derrida die Spur als dynamische Metapher für einen allgemeinen Schriftbegriff ins Spiel bringen möchte. Danach ist Schrift nicht mehr als ein Instrument zu begreifen, das dazu dient, gesprochene Sprache aufzuzeichnen,<sup>2</sup> vielmehr soll Schrift zum Modell für Sprache überhaupt werden, und zwar als *trace instituée*, als vereinbarte Spur, die »indefinit ihr eigenes Unmotiviert-Werden«<sup>3</sup> darstellt.

Derrida fasst dieses Unmotiviert-Werden der Spur im Anschluss an Peirce als infinite »Bezeichnungsbewegung« auf,<sup>4</sup> die das vermeintlich transzendente Signifikat der Saussureschen Semiotik zu einem differentiellen »Spiel der Schrift« werden lässt.<sup>5</sup> Der Bezug zu Peirce wird deutlich, wenn Derrida feststellt:

»In seinem Entwurf einer Semiotik scheint Peirce diesem irreduziblen Unmotiviert-Werden mehr Aufmerksamkeit gewidmet zu haben als Saussure. Peirces Terminologie zufolge muß man von einem Unmotiviert-Werden des Symbols sprechen.«<sup>6</sup>

Was heißt das? In der Peirceschen Zeichentheorie, die zwischen Symbol, Index und Icon unterscheidet, steht das Symbol in funk-

1 Jacques Derrida, *Grammatologie*, S. 83.

2 Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, S. 28.

3 Derrida, *Grammatologie*, S. 83.

4 Ebd., S. 85f.

5 Ebd., S. 87.

6 Ebd., S. 83.

tionaler Analogie zum Saussureschen *signe*. Das Symbol ist Peirce zufolge ein »allgemeines Zeichen«,<sup>7</sup> das von einer Konvention (*convention*), einer Gewohnheit (*habiti*) oder einer natürlichen Regularität (*a natural disposition*) abhängt.<sup>8</sup> Als Beispiele für symbolische Zeichen nennt Peirce ein Wort, ein Satz, ein Buch oder ein Argument.<sup>9</sup>

Im Gegensatz zum Symbol hat das Indexzeichen eine »real connection with its object«,<sup>10</sup> ja, es bezeichnet sein Objekt einzig »by virtue of being really connected with it« – und eben deshalb haben für Peirce »all natural signs and physical symptoms«<sup>11</sup> den Charakter von Indexzeichen: Ein beschleunigter Puls ist »a probable symptom of fever« und die Ausdehnung des Metalls in einem Thermometer ist »an indication, or, to use the technical term, is an index, of an increase of atmospheric temperature.«<sup>12</sup>

Der Index stellt in jedem dieser Fälle eine Verbindung zwischen zwei individuellen Ereignissen her, das heißt, das Indexzeichen »marks the junction between two portions of experience«<sup>13</sup> und eröffnet dadurch einen Wirklichkeitsbezug. An anderer Stelle wird diese Verbindung als referentielle ausgezeichnet: Indices »refer to individuals« und richten dabei die Aufmerksamkeit auf den Referenten aus: »they direct the attention to their objects«,<sup>14</sup> zum Beispiel der »deutende Zeigefinger«.<sup>15</sup>

Anders als beim Index muss das Objekt, auf das sich ein Icon bezieht, nicht tatsächlich vorhanden sein. Ein Icon kann ein Abbild oder ein Diagramm sein, es kann mit seinem Gegenstand aber auch nur über eine Ähnlichkeit verbunden sein.<sup>16</sup>

Angesichts der gerade gegebenen Definitionen stellt sich die Frage, warum Derrida vom »Unmotiviert-Werden des Symbols«<sup>17</sup>

spricht, wo dieses doch bereits als konventionales und insofern als nicht-motiviertes Zeichen definiert ist. Die Antwort lautet: Weil Peirce das Symbol als ein Zeichen auffasst, das sich entwickelt. So zitiert Derrida in der *Grammatologie* eine Passage der *Collected Papers*, in der Peirce die symbolischen und ikonischen Zeichen in ein prozessuales Verhältnis setzt:

»Symbols grow. They come into being by development out of other signs, particularly from icons, or from mixed signs partaking of the nature of icons and symbols.«<sup>18</sup>

Dieses Zitat hat zwei entscheidende Konsequenzen für Derridas Spur- respektive Schriftbegriff: Zum einen legt es nahe, Schrift befinde sich als Prozess des Unmotiviert-Werdens im Übergang von ikonischen zu symbolisch-arbiträren Zeichen. Zum anderen scheint diese Stelle den von Derrida vorgenommenen Ausschluss des Anzeichens zu rechtfertigen, da hier von Indexzeichen nicht die Rede ist.

Es ist müßig, über die Gründe zu spekulieren, die zu Derridas Widerstand gegen den Index im Peirceschen wie im Husserlschen Sinne geführt haben – dennoch seien zwei Punkte erwähnt, die mir merkwürdig erscheinen. Während Derrida in der *Grammatologie* versucht, den Spurbegriff ohne Rekurs auf das Anzeichen zu denken, betont er in *Die Stimme und das Phänomen* die Unhintergebarkeit des Anzeichens, wenn er – als Kritik an Husserl – schreibt, »daß die Totalität des Diskurses nur vom Wesen der Anzeige her verständlich ist.«<sup>19</sup> Auf die Frage »Was ist ein anzeigendes Zeichen?« antwortet Derrida, Husserl paraphrasierend:

»Es kann ebensowohl *natürlicher* Art [sein] (so *zeigen* die Marskanäle die mögliche Präsenz intelligenter Wesen an) wie *künstlicher* Art (das Ankreiden, das Einbrennen des Stigma [...]).«<sup>20</sup>

Indes sucht man die Differenzierung zwischen natürlichen und künstlichen Anzeichen bei Husserl vergeblich. Sie stammt offensichtlich von Derrida selbst. Husserl spricht überhaupt nicht von »natürlichen Zeichen« – sein Interesse gilt ausschließlich den »willkürlich und in anzeigender Absicht gebildeten Zeichen.«<sup>21</sup> Ein zweiter Einwand richtet sich gegen die Auffassung Derridas, man

18 Peirce, *Collected Papers*, 2.302.

19 Jacques Derrida, *Die Stimme und das Phänomen*, S. 83.

20 Ebd., S. 79.

21 Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen*, Bd. 2, S. 24.

7 Charles Sanders Peirce, *Phänomen und Logik der Zeichen*, S. 66.

8 Ders., *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Zitiert wird in Dezimalnotation: 8.335.

9 Ebd., 5.73.

10 Ebd., 5.75.

11 Ebd., 3.361.

12 Ebd., 5.473.

13 Ebd., 2.285.

14 Ebd., 2.306.

15 Ders., *Phänomen und Logik der Zeichen*, S. 65.

16 Ebd., S. 64.

17 Derrida, *Grammatologie*, S. 83.

könne Icon und Symbol in Dienst nehmen und gleichzeitig das Indexzeichen ausschließen. Dies ist in meinen Augen nicht möglich. Folglich stellt sich die Frage, ob es einen Weg gibt, Derridas Konzept der Spur mit dem Peirceschen Begriff des Indexzeichens zu koppeln.

## Zwei Probleme mit Derridas Konzept der Spur

»Symbols grow« – dieser Gedanke von Peirce wird von Derrida angeführt, um das Unmotiviert-Werden der Spur als Unmotiviert-Werden des Symbols zu reformulieren, nämlich als Bewegung von ikonischen zu symbolischen Zeichen. Bemerkenswerterweise benennt Derrida sein Peirce-Zitat kurz bevor Peirce die Art und Weise erläutert, wie das Symbol wächst: »In use and in experience, its meaning grows.«<sup>22</sup> Der Umstand, dass die Bedeutung eines Symbols durch Gebrauch und Erfahrung wächst, impliziert jedoch, dass dieses Wachstum nicht durch das ikonische Zeichen allein erfolgen kann, sondern nur in Verbindung mit Indexzeichen. Es ist das Indexzeichen, durch das Erfahrungen Eingang in den Zeichenprozess finden, denn Indices markieren die Verknüpfung zwischen zwei »portions of experience«.<sup>23</sup>

Oft wird übersehen, dass im Rahmen der Peirceschen Zeichentheorie die meisten Zeichen »mixed signs« sind. Anstatt von ikonischen, indexikalischen und symbolischen Zeichen wäre es angemessener, von interferierenden Zeichenaspekten zu sprechen.<sup>24</sup> Diese Interferenz von Zeichenaspekten wird etwa dann deutlich, wenn Peirce den Fußabdruck analysiert, den Robinson Crusoe im Sand findet. Dieser Abdruck ist für Robinson ein Indexzeichen dafür,

22 Peirce, *Collected Papers*, 2.302.

23 Ebd., 2.285.

24 Der Begriff der Interferenz wird hier im Sinne der »Überlagerung« und der »Überschneidung« verwendet, und zwar sowohl im physikalischen, sprachlichen wie im biologischen Sinne. Im physikalischen Sinne heißt »Interferenz« die Überlagerung von Wellen. Interferenz im biologischen Sinne bezieht sich auf die Hemmung eines biologischen Vorgangs durch einen gleichartigen anderen. Der Interferenzbegriff hat auch epistemologische Implikationen. So fasst Michel Serres Interferenz als Form der Vernetzung von Wissen auf (Michel Serres, *Interferenz*, S. 13). Zugleich steht für Serres Interferenz als epistemologisches Denkmodell in Konkurrenz zum Modell der Referenz. Ihm zufolge muss man »Interferenz als Inter-Referenz lesen« (ebd., S. 205).

dass »some creature was on his island«. Zugleich evokiert der Abdruck jedoch »as a Symbol [...] the idea of a man«.<sup>25</sup> Mit anderen Worten: Der Fußabdruck im Sand muss zugleich als Symbol und Index gedeutet werden.

Peirce zufolge wäre es schwierig, wenn nicht unmöglich, einen »absolutely pure index« zu finden, ebenso wie es unmöglich wäre, irgendein Zeichen zu finden »absolutely devoid of the indexical quality«.<sup>26</sup> Zu den »mixed signs« gehört auch das Diagramm, das »in the main an Icon of the forms of relations« ist, das aber dennoch auch symbolische Aspekte aufweist, »as well as features approaching the nature of Indices«.<sup>27</sup> Denken wir an eine Landkarte – der Inbegriff einer diagrammatischen Repräsentation: Die Maßstabsangabe und die Projektionsmethode sind symbolisch; die Relationen zwischen den einzelnen Straßen und Städten sind ikonisch, die namentliche Kennzeichnung der Straßen und Städte ist indexikalisch.<sup>28</sup> Da die Relationen den Raum zwischen zwei Punkten (d. h. im Falle einer Landkarte: zwischen zwei Punkten, die Städte lokalisieren) zum Ausdruck bringen, kann ein Diagramm nur im Zusammenspiel mit Indices zu einem Icon von Relationen werden. Das heißt, auch bei Diagrammen kommt es zu einer Interferenz von Zeichenaspekten, wobei man einräumen kann, dass ein Zeichenaspekt, nämlich der ikonische, dominant ist. Dieser Aspekt kann sich indes »in use and experience« verschieben, etwa dann, wenn man die Landkarte dazu benutzt, um sich zu orientieren. In diesem Fall muss man sich als Zeichendeuter zu der Karte und zur Realität in ein »existentielles« indexikalisches Verhältnis setzen, um den Standpunkt zu lokalisieren, an dem man sich befindet.

In jedem Fall findet die Interpretation einer Karte in einem symbolischen »Deutungsrahmen«<sup>29</sup> statt, nämlich im Rahmen von abduktiven, deduktiven und induktiven Inferenzen.<sup>30</sup> Die Interferenz von Zeichenaspekten ist also ihrerseits Teil eines inferentiellen Pro-

25 Peirce, *Collected Papers*, 4.531.

26 Ebd., 2.306.

27 Ebd., 4.531.

28 Ebd., 8.119.

29 Vgl. Alcida Assmann, »Im Dickicht der Zeichen. Hodegetik – Hermeneutik – Dekonstruktion«, S. 537.

30 Zum Problem der Abduktion vgl. Uwe Wirth, »Die Phantasie des Neuen als Abduktion«, sowie ders., »Zwischen Zeichen und Hypothese. Die abduktive Wende der Sprachphilosophie«.

zesses, der das Wachstum unseres Wissens bewirkt: ein Wissen, das in symbolischen Formen gespeichert bzw. zwischengespeichert wird, etwa als Buch oder als digitale Datei, um bei Gelegenheit inferentiell mit neuen »portions of experience« verknüpft zu werden. Hieraus folgt auch, dass die Bedeutung von Symbolen nur im Wechselspiel mit ikonischen und indexikalischen Zeichenaspekten wächst – ein Umstand, den Derrida offensichtlich unberücksichtigt lässt.

Es gibt noch ein zweites Problem bei Derridas Ausschluss des Indexzeichens: ein Problem, das in der Formulierung »Unmotiviert-Werden« selbst liegt. Wenn der Übergang vom Icon zum Symbol als Prozess des Unmotiviert-Werdens gefasst werden soll, dann setzt dies voraus, dass das Icon ein motiviertes Zeichen ist. Aber ist es das? Wofür steht Motiviertheit?

Derrida zufolge führt Husserl die Einheit der Anzeigefunktion »auf eine bestimmte ›Motivierung‹ zurück«. <sup>31</sup> Husserl schreibt, allen Anzeichen sei gemeinsam, »daß irgendwelche Gegenstände oder Sachverhalte, von deren Bestand jemand aktuelle Kenntnis hat, ihm den Bestand gewisser anderer Gegenstände oder Sachverhalte in dem Sinne anzeigen, daß die Überzeugung von dem Sein der einen von ihm als Motiv (und zwar als ein nichteinsichtiges Motiv) erlebt wird für die Überzeugung oder Vermutung vom Sein der anderen.« <sup>32</sup>

Im Anschluss an diese Stelle lassen sich zwei Feststellungen treffen. *Erstens*: Husserl spricht nicht von »Motivierung«, sondern von »Motiv« – ein Umstand, der insofern bedeutsam ist, als die Motiviertheit eines Zeichens die natürliche Verknüpfung mit dem Gegenstand meint, während der Begriff des Motivs, wie ihn Husserl verwendet, eher die psychische Rahmung einer assoziativen Verknüpfung meint. *Zweitens*: Husserls Definition der Anzeige stimmt im Wesentlichen mit der Peirceschen Idee überein, wonach das Indexzeichen die Verbindung zwischen »two portions of experience« markiert. <sup>33</sup> Allerdings wertet Husserl die Verbindung zwischen den zwei Sachverhalten nicht als »real connection«, <sup>34</sup> sondern als »Überzeugung oder Vermutung«. Hierin könnte ein grundlegender Unterschied zu Peirce bestehen, wenngleich auch Peirce nicht davon ausgeht, dass die »real connection« zwischen Zeichen und Objekt

31 Derrida, *Die Stimme und das Phänomen*, S. 80.

32 Husserl, *Logische Untersuchungen*, S. 25.

33 Peirce, *Collected Papers*, 2.285.

34 Ebd., 5.75.

eine beobachtbare Tatsache ist, sondern das Resultat eines interpretativen Aktes, durch den eine Kontiguitätsassoziation innerhalb der eigenen Erfahrungswelt als objektive, auch außerhalb der eigenen Erfahrungswelt bestehende, gedeutet wird.

Die Motivierung des Indexzeichens beruht für Peirce in der Annahme einer »existential relation« <sup>35</sup> zwischen Zeichen und Objekt. Existentielle Relationen sind entweder Kausalitätsrelationen, die auf korrespondierenden Fakten, <sup>36</sup> oder aber Kontiguitätsrelationen, die auf Assoziationen gründen. <sup>37</sup> So wird das Symptom als Wirkung einer unsichtbaren Ursache interpretiert, die jedoch inferentiell, durch einen abduktiven Rückschluss, rekonstruiert werden kann. Motiviertheit im Sinne existentieller Relationalität kommt nur indexikalischen Zeichen, nicht aber ikonischen Zeichen zu. Anders gewendet: Ein ikonisches Zeichen kann nur dann als motiviertes Zeichen gedeutet werden, wenn es seinerseits in Verbindung mit einem Index auftritt.

Hieraus folgt, dass man nur dann sinnvoller Weise von einem Prozess des Unmotiviert-Werdens sprechen kann, wenn man motivierte Zeichen – also Indices – in diesen Prozess mit einbezieht. So besehen hat Derridas Spurbegriff das Peircesche Indexzeichen dringend nötig.

Doch wie verhält sich das Indexzeichen zu Derridas dynamischem Spurbegriff? Wie kann, mit anderen Worten, das Peircesche Indexzeichen indefinit sein eigenes Unmotiviert-Werden darstellen? An dieser Stelle kommt die Unterscheidung zwischen *genuiner* und *degenerierter* Indexikalität ins Spiel.

### Unterscheidung zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität

In seinen 1903 gehaltenen *Lectures on Pragmatism* betont Peirce den »dual character« des Indexzeichens. <sup>38</sup> Zwar ist jedes Indexzeichen durch seine »real connection with its object« bestimmt, doch ist diese »real connection« im Falle eines kausal motivierten, unwillkürlichen Symptoms anders gartert als im Fall einer hinweisenden

35 Ebd., 2.283.

36 Ebd., 1.558.

37 Ebd., 2.306.

38 Ebd., 5.75.

Geste.<sup>39</sup> Und eben hierin besteht der Unterschied zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität: Genuine Indices sind Teil einer »existential relation«,<sup>40</sup> die durch Kausalität oder »natürliche Kontiguität« motiviert ist.<sup>41</sup> Die epistemologische Pointe genuiner Indices besteht in der doppelten Unterstellung, dass sie Bestandteil einer sowohl kausal motivierten als auch nicht-intentionalen Relation sind. Die existentielle Relation zu einem Objekt ist die Voraussetzung dafür, dass man das Symptom als »natürliches Anzeichen« deutet. Diese Bestimmung genuiner Indices koinzidiert mit der von Husserl in den *Logischen Untersuchungen* gegebenen Definition des »Anzeichens« als einem Zeichen ohne konventionale Bedeutung. So sind die »fossilen Knochen«, die Husserl als Beispiel für Anzeichen erwähnt,<sup>42</sup> genuine Indices. In einer entscheidenden Hinsicht geht der Begriff genuiner Indexikalität jedoch über Husserls Bestimmung des Anzeichens ohne Bedeutung hinaus: Für Peirce sind auch unsere Wahrnehmungsprozesse durch symptomatische Relationen determiniert. Die Wahrnehmungsurteile (*perceptual judgments*) repräsentieren das Wahrgenommene (*percept*) als »true symptom, just as a weather-cock indicates the direction of the wind or a thermometer the temperature.«<sup>43</sup>

Im Gegensatz zum genuinen Index ist der degenerierte Index nicht kausal motiviert. Ein degenerierter Index ist ein referentieller Zeiger: »[A] proper name without signification, a pointing finger«,<sup>44</sup> ein nicht-propositionaler Hinweis also, der nichts anderes sagt als »dort!«. <sup>45</sup> Der Ausdruck »degenerate« verweist darauf, dass sich bei deiktischen Referenzhinweisen die Verweisstruktur genuiner Indexikalität durch den Einfluss einer bezugnehmenden Intentionalität umkehrt. Ein degenerierter Index ist nicht mehr die motivierte Wirkung einer abwesenden Ursache, sondern der Ausgangspunkt einer hinweisenden Bezugnahme, eines referentiellen Aktes der »Indikation«. <sup>46</sup>

39 Ebd.

40 Ebd., 2.283.

41 Ebd., 2.306 und 8.335.

42 Vgl. Husserl, *Logische Untersuchungen*, S. 24.

43 Peirce, *Collected Papers*, 7.635.

44 Ebd., 5.75.

45 Ebd., 3.361.

46 Vgl. hierzu Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, S. 99.

Zur Klasse degenerierter Indices gehören nicht nur die von Husserl erwähnten »Merkzeichen« wie »Denkmäler«, <sup>47</sup> auch alle deiktischen Gesten und Ausdrücke sind als degenerierte Indices aufzufassen und ebenso alle Arten von Signalen. Um nur einige zu nennen, die in der *Encyclopédie* unter dem Lemma »Signal« zu finden sind: der Glockenschlag einer Kirche, die Leuchtfeuer der Küstenseefahrt, aber auch die Flaggen eines Schiffs, die anzeigen, welchem Hoheitsrecht das Schiff untersteht. <sup>48</sup> Hier wird deutlich, dass sich degenerierte Indices bereits auf halbem Wege zu konventionalen, symbolischen Zeichen befinden. Und das heißt, degenerierte Indices stehen für eine bestimmte Form des Unmotiviert-Werdens, für eine Bewegungsbewegung vom Indexikalischen zum Symbolischen.

Halten wir kurz fest: Der Unterschied zwischen genuinen und degenerierten Indices offenbart den *dual character* der Indexikalität. Dieser Doppelcharakter gründet in einer Differenz der Motivierungen. Genuine Indices sind in einem starken, kausalen Sinne motiviert, degenerierte Indices dagegen allenfalls in einem schwachen Sinne. Ihre indexikalische Kraft verdankt sich einer Übereinkunft – sie sind *vereinbarte Spuren*. Damit ergibt sich ein Motivationsgefälle zwischen genuinen und degenerierten Indices, das ebenso als Unmotiviert-Werden gedeutet werden kann wie der Übergang zwischen degenerierten Indices und symbolischen Zeichen.

Mein Vorschlag wäre nun, das *Unmotiviert-Werden der Spur* als *doppelte Interferenz* zwischen genuinen und degenerierten Indices respektive zwischen degenerierten Indices und symbolischen Zeichen zu fassen. Dabei legt der Begriff der »Interferenz« nahe, dass es sich nicht um einen einsinnigen, gleichsam genealogischen Prozess handelt, sondern um reversible Übergänge, ja, um Überblendungen. Das heißt, dass man sowohl das Unmotiviert-Werden als auch das Motiviert-Werden der Spur zu untersuchen hat.

Ich möchte dies kurz an dem oben erwähnten Beispiel des Wetterhahns erläutern. Ein Wetterhahn ist nach Peirce »an index of the direction of the wind«, denn es besteht »a real connection« zwischen ihm und der Kraft des Windes, die ihn in eine bestimmte Richtung bewegt. <sup>49</sup> Insofern ist der Wetterhahn ein genuiner Index. Zugleich

47 Husserl, *Logische Untersuchungen*, S. 24.

48 Vgl. Denis Diderot und Jean Le Rond d'Alembert (Hg.), *Encyclopédie*, Bd. 15; Stichwort »Signal«, S. 183 f.

49 Peirce, *Collected Papers*, 2.286

Geste.<sup>39</sup> Und eben hierin besteht der Unterschied zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität: Genuine Indices sind Teil einer »existential relation«,<sup>40</sup> die durch Kausalität oder »natürliche Kontiguität« motiviert ist.<sup>41</sup> Die epistemologische Pointe genuiner Indices besteht in der doppelten Unterstellung, dass sie Bestandteil einer sowohl kausal motivierten als auch nicht-intentionalen Relation sind. Die existentielle Relation zu einem Objekt ist die Voraussetzung dafür, dass man das Symptom als »natürliches Anzeichen« deutet. Diese Bestimmung genuiner Indices koinzidiert mit der von Husserl in den *Logischen Untersuchungen* gegebenen Definition des »Anzeichens« als einem Zeichen ohne konventionale Bedeutung. So sind die »fossilen Knochen«, die Husserl als Beispiel für Anzeichen erwähnt,<sup>42</sup> genuine Indices. In einer entscheidenden Hinsicht geht der Begriff genuiner Indexikalität jedoch über Husserls Bestimmung des Anzeichens ohne Bedeutung hinaus: Für Peirce sind auch unsere Wahrnehmungsprozesse durch symptomatische Relationen determiniert. Die Wahrnehmungsurteile (*perceptual judgments*) repräsentieren das Wahrgenommene (*percept*) als »true symptom, just as a weather-cock indicates the direction of the wind or a thermometer the temperature.«<sup>43</sup>

Im Gegensatz zum genuinen Index ist der degenerierte Index nicht kausal motiviert. Ein degenerierter Index ist ein referentieller Zeiger: »[A] proper name without signification, a pointing finger«,<sup>44</sup> ein nicht-propositionaler Hinweis also, der nichts anderes sagt als »dort!«. <sup>45</sup> Der Ausdruck »degenerate« verweist darauf, dass sich bei deiktischen Referenzhinweisen die Verweisstruktur genuiner Indexikalität durch den Einfluss einer bezugnehmenden Intentionalität umkehrt. Ein degenerierter Index ist nicht mehr die motivierte Wirkung einer abwesenden Ursache, sondern der Ausgangspunkt einer hinweisenden Bezugnahme, eines referentiellen Aktes der »Indikation.«<sup>46</sup>

39 Ebd.

40 Ebd., 2.283.

41 Ebd., 2.306 und 8.335.

42 Vgl. Husserl, *Logische Untersuchungen*, S. 24.

43 Peirce, *Collected Papers*, 7.635.

44 Ebd., 5.75.

45 Ebd., 3.361.

46 Vgl. hierzu Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, S. 99.

Zur Klasse degenerierter Indices gehören nicht nur die von Husserl erwähnten »Merkzeichen« wie »Denkmäler«,<sup>47</sup> auch alle deiktischen Gesten und Ausdrücke sind als degenerierte Indices aufzufassen und ebenso alle Arten von Signalen. Um nur einige zu nennen, die in der *Encyclopédie* unter dem Lemma »Signal« zu finden sind: der Glockenschlag einer Kirche, die Leuchtfeuer der Küstenseefahrt, aber auch die Flaggen eines Schiffs, die anzeigen, welchem Hoheitsrecht das Schiff untersteht.<sup>48</sup> Hier wird deutlich, dass sich degenerierte Indices bereits auf halbem Wege zu konventionalen, symbolischen Zeichen befinden. Und das heißt, degenerierte Indices stehen für eine bestimmte Form des Unmotiviert-Werdens, für eine Bezeichnungsbewegung vom Indexikalischen zum Symbolischen.

Halten wir kurz fest: Der Unterschied zwischen genuinen und degenerierten Indices offenbart den *dual character* der Indexikalität. Dieser Doppelcharakter gründet in einer Differenz der Motivierungen. Genuine Indices sind in einem starken, kausalen Sinne motiviert, degenerierte Indices dagegen allenfalls in einem schwachen Sinne. Ihre indexikalische Kraft verdankt sich einer Übereinkunft – sie sind *vereinbarte Spuren*. Damit ergibt sich ein Motivationsgefälle zwischen genuinen und degenerierten Indices, das ebenso als Unmotiviert-Werden gedeutet werden kann wie der Übergang zwischen degenerierten Indices und symbolischen Zeichen.

Mein Vorschlag wäre nun, das *Unmotiviert-Werden der Spur* als *doppelte Interferenz* zwischen genuinen und degenerierten Indices respektive zwischen degenerierten Indices und symbolischen Zeichen zu fassen. Dabei legt der Begriff der »Interferenz« nahe, dass es sich nicht um einen einsinnigen, gleichsam genealogischen Prozess handelt, sondern um reversible Übergänge, ja, um Überblendungen. Das heißt, dass man sowohl das Unmotiviert-Werden als auch das Motiviert-Werden der Spur zu untersuchen hat.

Ich möchte dies kurz an dem oben erwähnten Beispiel des Wetterhahns erläutern. Ein Wetterhahn ist nach Peirce »an index of the direction of the wind«, denn es besteht »a real connection« zwischen ihm und der Kraft des Windes, die ihn in eine bestimmte Richtung bewegt.<sup>49</sup> Insofern ist der Wetterhahn ein genuiner Index. Zugleich

47 Husserl, *Logische Untersuchungen*, S. 24.

48 Vgl. Denis Diderot und Jean Le Rond d'Alembert (Hg.), *Encyclopédie*, Bd. 15; Stichwort »Signal«, S. 183 f.

49 Peirce, *Collected Papers*, 2.286

hat der Wetterhahn auch einen ikonischen Zeichenaspekt, da er dem Wind »in Bezug auf die Richtung, die dieser nimmt«, ähnlich ist.<sup>50</sup> Zu einem Werkzeug der Orientierung über die vorherrschende Windrichtung wird der Wetterhahn indes erst dadurch, dass es einen symbolischen Rahmen gibt, der anzeigt, wo Norden ist. In dem Moment, in dem die Windrichtung innerhalb dieses symbolischen Rahmens angezeigt wird, kommt es zu einer Interferenz von genuiner und degenerierter Indexikalität.

Dies wird an der von Peirce gewählten Formulierung deutlich, »just as a weather-cock indicates the direction of the wind«<sup>51</sup> – »indication« steht hier nämlich für eine Interferenz von genuiner und degenerierter Indexikalität: Der Wetterhahn wird durch die Kraft (*force*) des Windes kausal motiviert. Damit diese genuin indexikalische Relation vom Interpreten als Information gedeutet werden kann, muss es einen degeneriert indexikalischen Referenzpunkt geben, nämlich eine Anzeige, wo Norden ist. Das heißt, der Konstrukteur des Wetterhahns muss auf ein komplexes System symbolischer Formen und Überlieferungen zurückgreifen, um den Zeiger so zu installieren, dass er nach Norden weist. Dergestalt wird das »Zeichenverbundsystem Wetterhahn«<sup>52</sup> durch eine Interferenz verschiedener indexikalischer und symbolischer Relationen konfiguriert: eine Interferenz, die als Unmotiviert-Werden von Spuren und als Ensemble von Umschriften zu deuten ist, die jeweils einen »modulierenden Rahmenwechsel« implizieren.<sup>53</sup>

### Iterabilität Aufpfropfung Signatur

Die Figur der Interferenz lässt sich nicht nur als Überblendung verschiedener Zeichenaspekte denken, sondern auch als *hybrid blend* verschiedener Teile. Ein Interferenzmodell dieser Art führt Derrida in seinem Aufsatz »Signatur Ereignis Kontext« ein, wenn er auf den Begriff der Aufpfropfung rekurriert.

<sup>50</sup> Peirce, *Phänomen und Logik der Zeichen*, S. 65.

<sup>51</sup> Peirce, *Collected Papers*, 7.635.

<sup>52</sup> Vgl. hierzu auch Uwe Wirth, »Hypertextualität als Gegenstand einer »intermedialen Literaturwissenschaft«.

<sup>53</sup> Vgl. Erving Goffman, *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, S. 55 f.

Während Derrida in der *Grammatologie* das Unmotiviert-Werden der Spur zum Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzung mit der Schrift wählt, ist es in »Signatur Ereignis Kontext« die Wiederholbarkeit, die *Iterabilité*. Wie beim Unmotiviert-Werden der Spur handelt es sich bei der *Iterabilité* um eine Dynamik, die an der Schrift exemplarisch vorgeführt wird, zugleich aber allen Zeichen – geschriebenen und gesprochenen – unterstellt werden kann. Die Iterabilität des Zeichens wird daran sichtbar, dass jedes Zeichen »zitiert – in Anführungszeichen gesetzt – werden« kann.<sup>54</sup> Nach Derrida gehört es zur »Struktur des Geschriebenen selbst«, dass jedes geschriebene Zeichen »eine Kraft zum Bruch mit seinem Kontext« besitzt.<sup>55</sup> Diese Kraft zum Bruch macht die »wesensmäßige Iterabilität« des schriftlichen Zeichens aus:

Aufgrund seiner wesensmäßigen Iterabilität kann man ein schriftliches Syntagma immer aus der Verkettung, in der es gefaßt oder gegeben ist, herausnehmen, ohne daß es dabei alle Möglichkeiten des Funktionierens und genau genommen alle Möglichkeiten der »Kommunikation« verliert. Man kann ihm eventuell andere zuerkennen, indem man es in andere Ketten einschreibt oder es ihnen aufpfropft. Kein Kontext kann es abschließen. Noch irgendein Code [...].<sup>56</sup>

Das bedeutet zum einen, dass die »Möglichkeit des Herausnehmens und des zitathaften Aufpfropfens« – der *greffe citationelle*, wie es auf französisch heißt – »zur Struktur jedes gesprochenen oder geschriebenen Zeichens [*marque*] gehört«.<sup>57</sup> Zum anderen expliziert der Aufpfropfungsbegriff, was mit der »Kraft zum Bruch« gemeint sein könnte: Das »Herausnehmen« eines schriftlichen Syntagmas ist als metaphorisches Herausbrechen eines Zweiges aus einem Baum zu verstehen, der auf einen anderen Stamm gepfropft und damit in einen anderen Kontext bewegt wird. Um diesen Vorgang etwas näher kennenzulernen, sei an dieser Stelle aus dem für die Derrida-Lektüre recht nützlichen Garten-Ratgeber *Pfropfen und Beschneiden* zitiert. Dort heißt es: »Im Grunde besteht jeder Pfropfvorgang darin, daß man Teile von zwei Pflanzen verletzt und dann so zusam-

<sup>54</sup> Jacques Derrida, »Signatur Ereignis Kontext«, S. 32.

<sup>55</sup> Ebd., S. 27.

<sup>56</sup> Ebd. Im Original: »Signature Événement Contexte«, S. 377. Vgl. hierzu Uwe Wirth, »Original und Kopie im Spannungsfeld von Iteration und Aufpfropfung«.

<sup>57</sup> Derrida, »Signatur Ereignis Kontext«, S. 32, im Original S. 381.

menfügt, daß sie miteinander verheilen. Der eine Teil wird als Unterlage bezeichnet. Er ist eine Art Gastgeber, der im Boden wurzelt und den anderen Teil, das Reis, mit Nährstoffen versorgt.<sup>58</sup>

Bemerkenswerterweise erlaubt der französische Ausdruck »greffe« eine semantische Verknüpfung zwischen der Aufpfropfung im botanischen Sinne und dem Schreiben, die im Deutschen nicht möglich ist, denn *greffe* ist auch die Bezeichnung für eine Schreibkanzlei. Der *Greffier* ist, wie in der *Encyclopédie* ausgeführt wird, ein Schreiber, der Schriftstücke kopiert, registriert und archiviert.<sup>59</sup> Wenn Derrida also behauptet: »Écrire veut dire greffer. C'est le même mot«,<sup>60</sup> dann ist dies nicht nur metaphorisch, sondern durchaus auch wörtlich zu nehmen.

Worin besteht nun der Zusammenhang zwischen Aufpfropfung und Iterabilität? Die Antwort lautet meines Erachtens: In einer Interferenz von degenerierter und genuiner Indexikalität.

Die Spuren, die als Folge der allgemeinen Iterabilität der Schrift beziehungsweise der *greffe citationelle* im Text zurückbleiben, haben den Status eines genuinen Index. Ihren sichtbarsten Ausdruck finden die Spuren dieser Rekontextualisierungsbewegung in den Anführungszeichen.

Die Funktion des Anführungszeichens besteht darin, »Anfang und Ende einer Anführung zu rahmen«.<sup>61</sup> Im Kontext der von Searle vertretenen Gebrauchstheorie des Zitierens sind die Anführungszeichen »Signale« dafür, dass der Satz »nicht in seinem normalen Sinne verwendet wird, sondern als Gegenstand der Diskussion anzusehen ist«.<sup>62</sup> Als Rahmungshinweis ist das Anführungszeichen insofern »ein degenerierter Index seiner eigenen Eigenschaften«.<sup>63</sup> Das heißt, die Anführungszeichen fungieren als degeneriert indexikalische Signale dafür, dass die illokutionäre Funktion der Äußerung außer Kraft gesetzt wurde.<sup>64</sup> Die Indexikalität der Anführungszei-

chen ist jedoch auch noch in anderer Hinsicht ein Rahmungshinweis: Anführungszeichen verweisen auf die institutionellen performativen Rahmenbedingungen der »travail de la citation«, nämlich insbesondere auf die »Notwendigkeit der Indizierung des Eigennamens« und auf die »Schuld« gegenüber dem Gesetz, das zur Rahmensetzung verpflichtet.<sup>65</sup> Diese, mit der Verwendung von Anführungszeichen implizierte Zuschreibungsfunktion markiert jene Stelle, an der die genuin indexikalische, *unbeabsichtigte Spur* zur degeneriert indexikalischen, *vereinbarten Spur* im Sinne der *trace institué* moduliert wird: Das Anführungszeichen zeigt an, dass der zitierte Text nach wie vor mit dem Ort seiner Entnahme – und damit auch mit seinem Urheber – in einer existentiellen Beziehung steht. Dergestalt lässt sich das Anführungszeichen zugleich degeneriert indexikalisch, als Verweis auf die Institution des *Copyright*, und genuin indexikalisch, als Wulst interpretieren, der die Veredelungsstelle einer Aufpfropfung markiert.

Ein anderer Schauplatz der Interferenz von Schrift und Spur ist die Signatur. Die Unterschrift ist eine schriftliche Spur, die auf das »Anwesend-Gewesen-Sein«<sup>66</sup> eines Unterschreibenden als »Äußerungs-Ursprung«<sup>67</sup> zurückverweist.

Die Pointe der Unterschrift besteht indes darin, dass es hier zu einer doppelten Interferenz zwischen symbolischen und indexikalischen Zeichenaspekten einerseits sowie zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität andererseits kommt. Der Eigennamen, mit dem unterschrieben wird, referiert als sprachlich-symbolischer Wort-Type und als degeneriert indexikalische Demonstrativgeste auf eben das Individuum, das eigenhändig das Replica-Token dieses Wort-Types erzeugt. Die Schreibspur, die der Akt des Unterschreibens hinterlässt, hat dagegen den semiotischen Status eines genuinen Index. Warum? Weil die Unterschrift, genau wie ein Symptom, auf ein singuläres Ereignis, nämlich den einmaligen Moment des eigenhändigen Schreibens zu einem bestimmten Zeitpunkt, an einem bestimmten Ort, verweist. Der entscheidende Punkt ist nicht die »absolute Einmaligkeit« des Unterschriftereignisses,<sup>68</sup> sondern der Umstand, dass mit dem Akt des eigenhändigen Unterschrei-

58 Oliver Allen, *Pfropfen und Beschneiden*, S. 62.

59 Vgl. d'Alembert und Diderot (Hg.), *Encyclopédie*, Bd. 7, Stichworte »Greffe« und »Greffier«, S. 924.

60 Jacques Derrida, *La Dissémination*, S. 431.

61 Sibylle Benninghoff-Lühl, »Figuren des Zitats«. Eine Untersuchung zur Funktionsweise übertragener Rede, S. 104 f.

62 John Searle, *Sprechakte*, S. 118.

63 Vgl. Peirce, *Phänomen und Logik der Zeichen*, S. 157.

64 Vgl. Searle, *Sprechakte*, S. 119, sowie Arnold Günther, »Der logische Status des Anführungszeichens«, S. 133.

65 Ulrike Dünkelsbühler, *Kritik der Rahmen-Vernunft*, S. 74.

66 Derrida, »Signatur Ereignis Kontext«, S. 43.

67 Vgl. John L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 81.

68 Derrida, »Signatur Ereignis Kontext«, S. 43.

bens, genauer gesagt, mit der Geste der »Scription«<sup>69</sup> eine »existential relation«<sup>70</sup> zwischen dem Unterschreibenden als Äußerungs-Ursprung und dem von ihm erzeugten Schriftzug hergestellt wird.

Jede Signatur gewinnt dadurch den Charakter eines sprachlichen Symptoms – eine Formulierung, die erläuterungsbedürftig ist, denn bei Unterschriften handelt es sich um beabsichtigte Zeichenergebnisse – und Intentionalität soll bei Symptomen ja gerade keine Rolle spielen. Zu fragen ist also: Kann es so etwas wie beabsichtigte sprachliche Symptome geben? Die Antwort auf diese Frage hängt wesentlich davon ab, auf welcher Seite man die Beabsichtigung vermutet. Stellt man als Äußerungs-Ursprung absichtlich ein sprachliches Symptom her, so handelt es sich offensichtlich um ein mit oder ohne Täuschungsabsicht produziertes inszeniertes Symptom. Stellt man als Interpret absichtlich ein sprachliches Symptom her, so liest man in ein symbolisches Zeichenereignis einen indexikalischen Aspekt hinein.

Nun gibt es aber auch Zeichenereignisse, und die Signatur gehört meines Erachtens dazu, bei denen symbolische und indexikalische Zeichenaspekte von Anfang an interferieren. So wird bei Signaturen eine existentielle, genuin indexikalische Relation durch eine Schreibgeste erzeugt, die intentional und institutionell gerahmt ist. Die Unterschrift ist die genuin indexikalische Spur einer willentlichen Entscheidung des Unterschreibenden, und sie verweist als degeneriert indexikalische *trace institué* auf eine juristische Beglaubigungspraxis, die im Rahmen der *Greffe* vollzogen wird. *Greffe* meint nun die Schreibkanzlei, in der die »signature authentique«<sup>71</sup> vor den Augen des Notars vollzogen wird, der gewissermaßen als Augenzeuge der Schrift auftritt.

Die Möglichkeit derartiger sprachlicher Symptome wirft auch ein neues Licht auf das Unmotiviert-Werden der Spur, denn es kommt hier zu einer Interferenz zwischen kausalen und intentionalen Motivationen. Sprachliche Symptome sind nicht einfach »da«, sondern werden auf spezifische Weise vom Interpretieren im Rahmen des In-

69 Vgl. Roland Barthes, »Variation sur l'écriture«, S. 1535, zit. nach Martin Stingelin, »Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken«. Die poetologische Reflexion der Schreibwerkzeuge bei Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nietzsche«, S. 82 f.

70 Peirce, *Collected Papers*, 2.283.

71 Vgl. d'Alembert und Diderot, *Encyclopédie*, Bd. 15, Artikel »Signature«, S. 187.

terpretationsprozesses »hergestellt«, nämlich durch eine Aufmerksamkeitsverschiebung respektive einen Wechsel des Deutungsrahmens.

Eine historische Urkunde kann als symbolisches Dokument aufgefasst werden, das etwas Bestimmtes sagen will, oder aber als indexikalisches Monument, das erst durch die Fragestellung des Historikers zum Sprechen gebracht wird. Diese »monumentale Betrachtung«<sup>72</sup> ist mit der psychoanalytischen Betrachtungsweise vergleichbar, die eine Traumzerlegung nicht mehr primär als Narrativ, sondern als Symptom für das unterschwellige Wirken eines Zensurapparats deutet. Im Fall des Historikers wie im Fall des Analytikers werden unbeabsichtigte sprachliche Symptome durch einen absichtlichen Wechsel des Deutungsrahmens hergestellt. Damit komme ich noch einmal zur Figur der *greffe citationelle* zurück.

In »Signatur Ereignis Kontext« betont Derrida, gewisse Aussagen könnten auch dann noch einen Sinn haben, wenn sie »einer objektiven Bedeutung [signification] beraubt sind«.<sup>73</sup> So lasse sich der semantisch sinnlose Satz »Das Grün ist oder« durch einen Akt des Zitierens refunctionalisieren, nämlich wenn er als Beispiel für »Agrammatismus« dient.<sup>74</sup> Dadurch wird der Satz »Das Grün ist oder« zu einem »Anzeichen«<sup>75</sup> im Sinne Husserls, weil er im Rahmen eines grammatischen Diskurses *zitiert*, mithin auf diesen Diskurs aufgefropft wird.

Der Verlust der illokutionären Funktion, der mit dem Erwähnen im Rahmen eines Zitats einhergeht, wird dadurch kompensiert, dass die Aussage eine indexikalische Funktion erhält. Eben hierin besteht die Pointe dessen, was ich als *interpretative Aufpfropfung* bezeichnen möchte: Interpretative Aufpfropfungen nehmen Aufmerksamkeitsverschiebungen vor, sodass Äußerungen nicht mehr nur unter dem Aspekt ihrer illokutionären Funktion, sondern unter dem Aspekt ihrer indexikalischen Deutbarkeit betrachtet werden. Im Fokus des Interesses steht nun nicht mehr das, was gesagt wird, sondern das, was sich am Gesagten zeigt. Das heißt, im Rahmen einer interpretativen Aufpfropfung wird der semantisch-symbolische Sinn als mit einem »symptomatischen Sinn«<sup>76</sup> interferierend gedacht.

72 Vgl. Foucault, *Die Archäologie des Wissens*, S. 149.

73 Derrida, »Signatur Ereignis Kontext«, S. 30.

74 Ebd., S. 31.

75 Ebd.

76 Vgl. Eric Hirsch, *Prinzipien der Interpretation*, S. 75.

Ein zweiter wichtiger Aspekt bei interpretativen Aufpfropfungen betrifft den Umstand, dass die Aufmerksamkeitsverschiebung vom semantisch-symbolischen zum symptomatischen Sinn aufgrund einer Entscheidung des Interpreten vollzogen wird, die im Prinzip willkürlich erfolgen kann, völlig unabhängig von den Intentionen des Sprechers oder Schreibers. Dadurch wird es dem Interpreten möglich, im Rahmen von interpretativen Aufpfropfungen *absichtlich* unbeabsichtigte sprachliche Symptome herzustellen, und zwar durch einen intentional vollzogenen Perspektivenwechsel, der den Blick für das öffnet, was Luhmann als »Latenzbeobachtungen« bezeichnet: eine Beobachtung, die eine »unsichtbare Bedingung des natürlichen Sehens«<sup>77</sup> oder aber eine bislang unbemerkt gebliebene »signifikante Struktur«<sup>78</sup> erfasst.

Die interpretative Aufpfropfung ist also ein Verfahren, um durch eine Aufmerksamkeitsverschiebung verschiedene Deutungsrahmen in ein Verhältnis der Interferenz zu bringen – und diese Interferenz zu deuten.

## Die Radikalisierung des Denkens der Spur bei Freud

Möglicherweise ist das, was ich hier als interpretative Aufpfropfung zu fassen versuche, auch der Schlüssel für jene spezifische Interpretationsbewegung der Dekonstruktion, die auf eine »Radikalisierung des Denkens der Spur«<sup>79</sup> setzt: eine Forderung, die Derrida in der Auseinandersetzung mit dem Freudschen Spurbegriff formuliert, wenn er in dem zentralen Kapitel »Freud oder der Schauplatz der Schrift« aus *Die Schrift und die Differenz* feststellt, dass das von Freud in »Entwurf einer Psychologie« (1895) entfaltete Konzept der Spur als »Bahnung«<sup>80</sup> in der »Notiz über den Wunderblock« (1925) durch ein Schriftkonzept abgelöst wird: »Aus der Spur wird das Schriftzeichen.«<sup>81</sup> In dieser Entwicklung von Freuds Denken könnte man eine Antizipation von Derridas Idee des Unmotiviert-Werdens der Spur sehen – wenn es denn solch eine Entwicklung gäbe.

77 Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, S. 140.

78 Derrida, *Grammatologie*, S. 273.

79 Ebd. S. 349. Vgl. auch ders., *Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse*, S. 163.

80 Vgl. Sigmund Freud, »Entwurf einer Psychologie«, S. 456.

81 Jacques Derrida, *Die Schrift und die Differenz*, S. 315.

Im Folgenden möchte ich die bis jetzt angeführten Argumente für eine Deutung des Unmotiviert-Werdens der Spur als doppelte Interferenz von indexikalischen und symbolischen Zeichen einerseits sowie genuine Indices und degenerierten Indices andererseits an Freuds Symptom-Begriff erproben.

Um es vorweg zu nehmen: Ich glaube nicht, dass Derrida Recht hat, wenn er zwischen Freuds »Entwurf zur Psychologie« und der »Notiz über den Wunderblock« eine Entwicklung von der Spur zur Schrift zu erkennen glaubt. Denn *erstens* wird die Schriftmetapher von Freud nicht erst mit der »Notiz« eingeführt, sondern schon ein Jahr nach dem »Entwurf« in »Zur Ätiologie der Hysterie« (1896). *Zweitens* lässt sich an der »Notiz über den Wunderblock« zeigen, dass hier nicht die Schrift die Spur ablöst, sondern dass Schrift und Spur als miteinander interferierende Zeichenereignisse gedacht werden. Daher möchte ich im Folgenden die These stark machen, dass der Unterschied zwischen dem »frühen Freud« und dem »späten Freud« darin besteht, *wie* die Interferenz von Spur und Schrift gedacht wird.

In den zeitgleich mit dem »Entwurf« erscheinenden »Studien über Hysterie« berichtet Freud vom Fall einer Patientin, die mit einem »kaum vierundzwanzig Stunden alten Symptom« – ein »unangenehmes Prickeln in den Fingerspitzen, das seit gestern alle paar Stunden aufträte und sie nötige, ganz besondere, schnelle Bewegungen mit den Fingern zu machen« – bei ihm erschien.<sup>82</sup> Freud versucht zunächst »der Begründung des Symptoms (eigentlich des kleinen hysterischen Anfalls) durch hypnotische Analyse *auf die Spur* zu kommen.«<sup>83</sup> Tatsächlich erzählt die Kranke »eine ganze Reihe von Szenen, in früher Kindheit beginnend, denen etwas gemeinsam war, daß sie ein Unrecht ohne Abwehr geduldet hatte.«<sup>84</sup> Die Frage ist nun, in welcher Relation das Symptom zu seiner Begründung – der Erzählung der Patientin – steht und wie diese Begründung vom Analytiker weiter verarbeitet wird.<sup>85</sup> Freud zufolge handelt es sich

82 Freud, »Studien über Hysterie«, S. 240.

83 Ebd. (Meine Hervorhebung.)

84 Ebd.

85 Zu den epistemologischen Implikationen dieses Begründungsverhältnisses vgl. Matthias Kettner, »Peirce, Grünbaum und Freud«, S. 309. Zum Problem des Spurenlensens siehe Carlo Ginzburg, »Indizien: Morelli, Freud und Sherlock Holmes«, sowie Sigrid Weigel, »Von der Topographie zur Schrift – Zur Genese von Benjamin Gedächtniskonzept«.

nicht um eine einfache kausale Beziehung, sondern das Symptom verkörpert ein »wiederkehrendes Erinnerungssymbol«. <sup>86</sup> Doch was heißt das?

Die Symptome, von denen die Patientin berichtet, treten nicht als unmittelbare Folge der erlebten Szenen, sondern erst später auf. Aus diesem Grund stellt Freud die Hypothese auf, dass das jüngste Erlebnis der Patientin »zunächst die Erinnerung an frühere ähnlichen Inhaltes geweckt, und daß dann die Bildung eines Erinnerungssymbols der ganzen Gruppe von Erinnerungen gegolten hatte«. <sup>87</sup> Das heißt, das hysterische Symptom ist nicht als Wirkung einer Ursache zu werten, sondern als Erinnerung an eine Reihe sich wiederholender Ursachen. Mehr noch: Die Wiederholung impliziert eine symbolische Überformung des Symptoms. Freud zufolge lässt sich in manchen Fällen feststellen, »daß das betreffende Symptom schon nach dem ersten Trauma für kurze Zeit erschienen war, um dann zurückzutreten, bis es durch ein nächstes Trauma neuerdings hervorgerufen und stabilisiert wurde«. <sup>88</sup> Die existentielle Relation des hysterischen Symptoms wird offenbar erst durch seine Wiederholung hervorgerufen respektive stabilisiert. Insofern befindet sich das Symptom im Sinne von Freud bereits auf halbem Wege zum Symbol im Peirceschen Sinne: Es ist die Verkörperung eines Symbols (nämlich in Form eines Replica-Token) und hat zugleich die Natur eines genuinen Index.

Unter semiotischen Vorzeichen betrachtet könnte man das von Freud behauptete Verhältnis von Symptom und Symbol auch als Hypothese über die Entstehungsgeschichte von Symbolen im Allgemeinen lesen: Symbole entstehen mit der Wiederholung von symptomatischen Eindrücken – sei es durch wiederholtes Erleben, sei es durch wiederholtes Erinnern. Die Wiederholung und die Bildung einer »ganzen Gruppe von Erinnerungen« etablieren ein *modèle itérable*, das eine Typisierung impliziert. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen lässt sich die Peircesche Behauptung, *symbols grow*, dahingehend interpretieren, dass Symbole in der Erfahrung und in der Erinnerung auf der Grundlage von Symptomen wachsen. Dies könnte zum einen bedeuten, dass die Konversion von Symptomen zu Symbolen ein Unmotiviert-Werden der Spur ist. Es

<sup>86</sup> Freud, »Studien über Hysterie«, S. 240.

<sup>87</sup> Ebd., S. 241.

<sup>88</sup> Ebd.

könnte aber auch darauf hindeuten, dass das Verhältnis zwischen hysterischem Symptom und Erinnerungssymbol als Interferenz gedacht werden muss, das heißt nicht als Entwicklungsprozess, sondern als Überlagerungsprozess.

Ich halte die zweite Alternative für plausibler.

Stimmt meine Leseweise, dann tritt das hysterische Symptom als Replica-Token eines Erinnerungssymbols auf, das sich auf der Grundlage einer »Summation der Traumata« und der »erstwilligen Latenz der Symptome« etabliert hat. <sup>89</sup> Dabei fungiert das Symbol nicht einfach nur als abstrakter Gruppenbegriff für eine Reihe wiederholt auftretender Symptome, sondern ein physischer rheumatischer Schmerz kann als Erinnerungssymbol einer »schmerzlichen psychischen Erregung« figurieren. <sup>90</sup> Der Unterschied besteht darin, dass sich die schmerzliche psychische Erregung gleichsam willkürlich einen physischen Schmerz als symptomatisches Ausdrucksmedium sucht. So wird der rheumatische Schmerz im oben angeführten Fall der Hysterie-Patientin deshalb zu einem Erinnerungssymbol für ihre schmerzlichen psychischen Erregungen, »weil er ungefähr gleichzeitig mit jenen Erregungen im Bewußtsein vorhanden war« und darüber hinaus »mit dem Vorstellungsinhalte jener Zeit in mehrfacher Weise verknüpft war oder verknüpft sein konnte«. <sup>91</sup> Das hysterische Symptom entsteht im Rahmen einer kontingenten Kontiguitätsassoziation. Sobald die Kontiguitätsassoziation durch ihr wiederholtes Auftreten eine Gewohnheit etabliert, gewinnt sie symbolischen Charakter. Auch hierbei handelt es sich jedoch nicht um ein Unmotiviert-Werden, sondern um eine Interferenz. Nach Freud zeichnet sich das Verhältnis von Erinnerungssymbol und Symptom nämlich dadurch aus, dass hysterische Symptome überhaupt erst »durch Symbolisierung mittels des sprachlichen Ausdrucks« entstehen. <sup>92</sup> Das heißt, dass im Falle der Hysterie-Symptome die genuinen Indices nicht durch ein individuelles Ereignis, sondern durch Symbole determiniert werden.

Diese Form der Interferenz von indexikalischen und symbolischen Zeichenaspekten erfährt im Rahmen der analytischen Situa-

<sup>89</sup> Ebd., S. 242.

<sup>90</sup> Ebd., S. 243.

<sup>91</sup> Ebd.

<sup>92</sup> Ebd., S. 249. Vgl. hierzu auch Jacques Lacans Überlegungen zum Verhältnis zwischen dem Symptom und der Tätigkeit des Analytikers in »Le symptôme«, S. 149.

tion noch eine Steigerung. Indem der Analytiker den Symbolisierungsprozess als Konversionsprozess zu rekonstruieren versucht, werden ihm die genuin indexikalischen Symptome des physischen Schmerzes zu degeneriert indexikalischen *Merkzeichen*: »So ergab sich also als Aufklärung«, schreibt Freud mit Bezug auf das obige Beispiel, »daß diese Neuralgie auf dem gewöhnlichen Wege der Konversion zum Merkzeichen einer bestimmten psychischen Erregung geworden war.«<sup>93</sup> Allerdings ist der Patientin zunächst noch gar nicht klar, dass das Symptom ein Merkzeichen ist und worauf dieses Merkzeichen referiert. Beides erfährt sie erst unter der Anleitung des Analytikers.

Die epistemologische Frage ist nun, wie es dem Analytiker gelingt, die Konversion zum Merkzeichen zu rekonstruieren. In »Zur Ätiologie der Hysterie« (1896) geht Freud von der Hypothese aus, dass die Symptome einer Hysterie »als Zeugen für die Entstehungsgeschichte der Krankheit« gedeutet werden können.<sup>94</sup> Um diese Entstehungsgeschichte zu rekonstruieren, zielt der Analytiker darauf ab, »die Aufmerksamkeit des Kranken vom Symptom aus auf die Szene zurückzuleiten, in welcher und durch welche das Symptom entstanden ist [...]«. <sup>95</sup> Dabei fußt die von Freud vorgeschlagene Methode auf einer doppelten interpretativen Aufpfropfung. Zum einen verschiebt sich die Aufmerksamkeit des Analytikers von dem, was gesagt wird, auf das, was sich am Gesagten zeigt. Zum anderen lenkt der Analytiker die Aufmerksamkeit des Analysanden auf die Relation zwischen dem Symptom und der traumatischen Entstehungsszene. Epistemologisch brisant ist hierbei, dass das, was es zu rekonstruieren gilt, erst in der analytischen Situation sozusagen als Co-Produktion von Analytiker und Analysand konstruiert wird. Freud erläutert diese Situation durch den Vergleich mit einer archäologischen Grabung:

Nehmen Sie an, ein reisender Forscher käme in eine wenig bekannte Gegend, in welcher ein Trümmerfeld mit Mauerresten, Bruchstücken von Säulen, von Tafeln mit verwischten und unlesbaren Schriftzeichen sein Interesse weckte. Er kann sich damit begnügen zu beschauen, was frei zutage liegt, dann die in der Nähe hausenden, etwa halbbarbarischen Einwohner

93 Freud, »Studien über Hysterie«, S. 248

94 Sigmund Freud, »Zur Ätiologie der Hysterie«, S. 427.

95 Ebd.

ausfragen, was ihnen die Tradition über die Geschichte und Bedeutung jener monumentalen Reste kundgegeben hat, ihre Auskünfte aufzeichnen und – weiterreisen. Er kann aber auch anders vorgehen; er kann Hacken und Schaufeln und Spaten mitgebracht haben, die Anwohner für die Arbeit mit diesen Werkzeugen bestimmen, mit ihnen das Trümmerfeld in Angriff nehmen, den Schutt wegschaffen und von den sichtbaren Resten aus das Vergrabene aufdecken. Lohnt der Erfolg seiner Arbeit, so erläutern die Funde sich selbst; die Mauerreste gehören zur Umwallung eines Palastes oder Scharzhauses, aus den Säulentrümmern ergänzt sich ein Tempel, die zahlreich gefundenen, im glücklichen Falle bilinguen Inschriften enthüllen ein Alphabet und eine Sprache, und deren Entzifferung und Übersetzung ergibt ungeahnte Aufschlüsse über die Ereignisse der Vorzeit, zu deren Gedächtnis jene Monumente erbaut worden sind. *Saxa loquentur!*<sup>96</sup>

Freud entfaltet hier im Rahmen eines archäologischen Interferenz-Modells zwei alternative Heuristiken: Im ersten Fall überlässt der Archäologe die Deutungshoheit den »halbbarbarischen Einwohnern«, die ihn über die »Bedeutung jener monumentalen Reste« aufklären sollen; im zweiten Fall nimmt der Archäologe die Aufklärungsarbeit selbst in die Hand. Die Einwohner agieren nur noch als Hilfsarbeiter unter der Anleitung des Archäologen. Die Schlüssel-funktion, die der Archäologe bei der Deutung der monumentalen Reste hat, wird indes durch die einigermaßen rätselhafte Formulierung, dass die Funde »sich selbst« erläutern, überdeckt. Freud macht nicht explizit, dass es der Archäologe ist, der die Steine zum Reden bringt,<sup>97</sup> indem er aus den Inschriften ein Alphabet erschließt und so zu »ungeahnten Aufschlüssen« gelangt.

Semiotisch betrachtet hat es der Archäologe in beiden Fällen mit einem Gemenge aus symbolischen und indexikalischen Zeichen zu tun. Sowohl bei den »verwischten und unlesbaren Schriftzeichen« als auch bei den mündlichen Erläuterungen der halbbarbarischen Einwohner handelt es sich um symbolische Zeichen. Gleiches gilt für die »bilinguen Inschriften«, die – wie beim Stein von Rosette – den Schlüssel zu ihrer »Entzifferung und Übersetzung« gleich mit-liefern. Die monumentalen Reste, um deren Deutung es in beiden

96 Ebd., S. 426 f. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Walter Benjamins Indien-stnahme des Archäologiemodells, um die Erinnerungstätigkeit zu erläutern: Walter Benjamin, »Berliner Chronik«, S. 486 f.

97 Vgl. Lacan, »Le symptôme«, wo es mit Bezug auf die Rolle des Analytikers heißt: »Le symptôme lui aussi dit quelque chose«, S. 46.

Fällen geht, haben indexikalischen Charakter. Allerdings ist nicht klar, ob es sich in beiden Fällen auch tatsächlich um die gleiche Form von Indexikalität handelt.

Das Monument wird im Rahmen der Geschichtswissenschaften als »denkwürdiger Überrest« gefasst, der »unmittelbar von der Begebenheit übriggeblieben ist«<sup>98</sup> und durch Tradition übermittelt und wiedergegeben wurde. Mit anderen Worten, das Monument ist ein Zeichen der Vergangenheit, das in einer existentiellen Relation zu dem historischen Ereignis steht, auf das es verweist. Zugleich ist es unabhängig von jeder intentionalen Motivation. Das Monument ist eine »unwillkürliche Quelle«,<sup>99</sup> deren Aussagekraft gerade in ihrer unmittelbaren Nichtintentionalität besteht.<sup>100</sup> Aus diesem Grund hat das Monument den semiotischen Status eines genuinen Index. Indes gibt es auch noch einen zweiten Begriff des Monuments: Das Monument als Denkmal, das als Erinnerungszeichen errichtet wurde und das mithin als degenerierter Index aufzufassen ist, der die intentionale Dynamik eines hinweisenden Zeigefingers besitzt.<sup>101</sup>

Nun kann man beobachten, dass sich in Freuds Gleichnis der Status des Monuments mit dem Übergang von der ersten zur zweiten Alternative unter der Hand ändert. Während die monumentalen Reste im ersten Fall den Status genuiner Indices haben, die durch die Erläuterungen der halbbarbarischen Einwohner in ihre historischen Kontexte gebracht werden, sind die Monumente im zweiten Fall dezidiert zum Andenken an Ereignisse der Vorzeit erbaut worden, das heißt, es handelt sich um Denkmale, die den Charakter degenerierter Indices haben. Diese Interferenz zweier Bestimmungen des Monumentalen ist der blinde Fleck in Freuds archäologischer Allegorie. Freud scheint in »Zur Ätiologie der Hysterie« noch nicht in der Lage gewesen zu sein, das Monument als genuin indexikalisches und degeneriert indexikalisches Zeichen zugleich zu denken – und eben hierin liegt meines Erachtens die Innovation von Freuds »Wunderblock-Modell« gegenüber seinem »Ausgrabungs-Modell«.

Ging das Ausgrabungs-Modell der »Ätiologie« von der Frage aus, in welcher Form der Analytiker als Archäologe monumentale Spuren deuten soll, so steht beim Wunderblock-Modell der »Notiz« die

Frage im Vordergrund, wie die Spuren, die der Analytiker zu deuten hat, entstehen. Der Wunderblock ist Freuds Modell für die Funktionsweise des Gedächtnisses: Im Anschluss an klassische Gedächtnismetaphern geht Freud zunächst der Frage nach, ob das Gedächtnis mit einer Schreiftafel oder einem Blatt Papier zu vergleichen sei. Diese Frage wird von Freud im Rekurs auf den Wunderblock mit »sowohl-als-auch« beantwortet. Der Wunderblock ist nämlich ein Aufzeichnungsapparat, der »in unbegrenzter Weise aufnahmefähig für immer neue Wahrnehmungen« ist und zugleich »dauerhafte – wenn auch nicht unveränderliche Erinnerungsspuren von ihnen [schafft]«. <sup>102</sup> Diese Erinnerungsspuren sind Schreibspuren. Der Wunderblock ist eine Tafel, die aus einer Harz- oder Wachsmasse besteht, über die »ein dünnes, durchscheinendes Blatt gelegt ist«, das aus zwei Schichten besteht:

»Die obere Schicht ist eine durchsichtige Zelluloidplatte, die untere ein dünnes, also durchscheinendes Wachspapier. Wenn der Apparat nicht gebraucht wird, klebt die untere Fläche des Wachspapiers der oberen Fläche der Wachstafel leicht an.«<sup>103</sup>

Anders als beim Ausgrabungs-Modell ist die Schrift im Rahmen des Wunderblocks nicht mehr nur ein aufschlussreiches Beiwerk monumentaler Spuren, sondern erhält eine zentrale, die ganze Szene beherrschende Funktion. Das Schreiben auf den Wunderblock impliziert Freud zufolge »eine Rückkehr zur Art, wie die Alten auf Ton- oder Wachstafelchen schrieben. Ein spitzer Stilus ritzt die Oberfläche, deren Vertiefungen die »Schrift« ergeben.«<sup>104</sup> Dass Freud die »Schrift« in Anführungszeichen setzt, markiert zunächst eine Differenz zwischen der Schrift als symbolischer *trace institué* und der »Schrift« als symptomatischer *Erinnerungsspur*. Darüber hinaus verweisen die Anführungszeichen aber auch darauf, dass die »Schrift« im Rahmen des Wunderblocks zugleich Inschrift ist, denn der Stilus drückt »an den von ihm berührten Stellen die Unterfläche des Wachspapiers an die Wachstafel an, und diese Furchen werden an der sonst glatten weißlichgrauen Oberfläche des Zelluloids als dunkle Schrift sichtbar.«<sup>105</sup>

Auch wenn die Schrift an der Oberfläche des Wunderblocks ver-

<sup>102</sup> Sigmund Freud, »Notiz über den Wunderblock«, S. 4.

<sup>103</sup> Ebd., S. 5.

<sup>104</sup> Ebd.

<sup>105</sup> Ebd., S. 6.

<sup>98</sup> Ahasver von Brandt, *Werkzeug des Historikers*, S. 52.

<sup>99</sup> Ebd., S. 57.

<sup>100</sup> Vgl. ebd., S. 53.

<sup>101</sup> Vgl. Peirce, *Collected Papers*, 5, 75.

schwindet, sobald man das Deckblatt anhebt, bleiben auf der darunterliegenden Wachsschicht die »Furchen« des Schreibaktes als genuin indexikalische Spuren zurück. Die Pointe des Wunderblock-Modells besteht also darin, dass Schrift als *écriture*, nämlich als symbolisch gerahmte *trace institué*, thematisiert wird und als *scriptio*, nämlich als »muskulärer Akt des Schreibens«. <sup>106</sup> Dadurch lassen sich die Inschriften, die im Ausgrabungs-Modell bloß *qua* Kontiguität an die monumentalen Reste gekoppelt waren, im Rahmen des Wunderblock-Modells als Schrift denken, die mit einer von ihr selbst verursachten Spur interferiert.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen möchte ich abschließend die Behauptung aufstellen, dass es mit dem Wunderblock-Modell gar nicht zu einer »Radikalisierung des Denkens der Spur« <sup>107</sup> kommt, wie Derrida behauptet, sondern umgekehrt zu einer Radikalisierung des *Denkens der Schrift*. Aus der Spur wird nicht das Schriftzeichen, sondern durch den Akt der *scriptio* entsteht mit den symbolischen Schriftzeichen (die natürlich auch ikonischen Charakter haben) im Rahmen des Wunderblocks eine genuin indexikalische Spur. Damit eröffnet das Wunderblock-Modell die Möglichkeit, die Interferenz von Schrift und Spur auf eine neue Art zu denken, nämlich *als Motiviert-Werden der Spur durch die Schrift*. Die bewusste Schrift der Wahrnehmung erzeugt unbewusste Erinnerungsspuren, die für den Analytiker zu Schreibspuren werden.

Die Lesbarkeit dieser »Schrift« hängt davon ab, dass es dem Analytiker gelingt, das Verhältnis von Schrift und Spur zum Gegenstand einer »monumentalen Betrachtung« <sup>108</sup> zu machen, das heißt, eine interpretative Aufpfropfung zu vollziehen. Der Analytiker agiert gewissermaßen als Archäologe monumentaler Schreibreste: »Es ist aber leicht festzustellen«, bemerkt Freud, »daß die Dauerspur des Geschriebenen auf der Wachstafel selbst erhalten bleibt und bei geeigneter Belichtung lesbar ist.« <sup>109</sup> Damit der Analytiker zum Leser der Schriftspuren auf der Wachstafel des Gedächtnisses werden kann, muss er also über die Fähigkeit verfügen, die Spuren nicht nur ans Licht zu bringen, sondern sie in eine »geeignete Belichtung«

106 Barthes, »Variation sur l'écriture«, S. 1535.

107 Derrida, *Grammatologie*, S. 349.

108 Vgl. Foucault, *Die Archäologie des Wissens*, S. 149.

109 Freud, »Notiz über den Wunderblock«, S. 6.

zu rücken. In dieser Geste manifestiert sich die interpretative Aufpfropfung, denn mit dem »Ins-rechte-Licht-Rücken« vollzieht sich ein Wechsel des Deutungsrahmens, der die genuin indexikalischen Schreibspuren in den Augen des Analytikers zu degeneriert indexikalischen Merkzeichen werden lässt. Der Analytiker muss den Ort und die Stelle, an denen er die Erinnerungsspuren gefunden hat, als degeneriert indexikalische Koordinaten einer signifikanten Struktur betrachten, die erst im Rahmen seiner Analyse entsteht. Seine Aufgabe ist es, die gleichermaßen assoziative wie existentielle Relation zwischen der verloschenen Wahrnehmungsschrift an der Oberfläche des Bewusstseins und der monumentalen Erinnerungsspur unter Mitwirkung des Analysanden zu rekonstruieren.

Die Funktion des Analytikers ist dabei die eines *Greffiers*, der die Patientenrede im Zuge einer nachträglichen Niederschrift so originalgetreu wie möglich notiert, zugleich aber auch unentwegt interpretative Aufpfropfungen vornimmt, da ihn ja gar nicht mehr primär das interessiert, was der Patient mitteilend sagt, sondern das, was sich an der Patientenrede symptomatisch zeigt. Mit dieser Aufmerksamkeitsverschiebung steht der Psychoanalytiker in funktionaler Analogie zum dekonstruktiv verfahrenen Textanalytiker. Das Verfahren der Dekonstruktion ist die »analytische Zerlegung«, <sup>110</sup> wobei der interpretativen Aufpfropfung die Funktion zukommt, den Wechsel der Deutungsrahmen zu initiieren. Zugleich etablieren interpretative Aufpfropfungen jenen symbolischen Rahmen, in dem die Interferenz von motivierten Spuren und »unmotiviert-werdenden« Spuren zur Darstellung kommt.

## Literatur

Allen, Oliver, *Pfropfen und Beschneiden*, Amsterdam 1980.

Assmann, Aleida, »Im Dickicht der Zeichen. Hodegetik – Hermeneutik – Dekonstruktion«, in: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, Bd. 70, 1996, S. 535-551.

Austin, John L., *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 1979.

Barthes, Roland, »Variation sur l'écriture« (1973), in: ders., *Œuvres complètes. Tome II: 1966-1973*, hg. v. Éric Marty, Paris 1994, S. 1535-1574.

110 Ebd., S. 163.

Benninghoff-Lühl, Sibylle, »*Figuren des Zitats*«. Eine Untersuchung zur Funktionsweise übertragener Rede, Stuttgart 1998.

Brandt, Ahasver von, *Werkzeug des Historikers*, Stuttgart 1983.

Compagnon, Antoine, *La seconde main ou le travail de la citation*, Paris 1979.

Derrida, Jacques, *La Dissémination*, Paris 1972. [Dt.: Derrida, Jacques, *Disséminationen*, Wien 1995.]

–, »Signature Événement Contexte«, in: ders., *Marges de la philosophie*, Paris 1972, S. 365–393. [Dt.: Derrida, Jacques, »Signatur, Ereignis, Kontext«, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 291–314.]

–, *Die Stimme und das Phänomen*, Frankfurt/M. 1979.

–, *Grammatologie*, Frankfurt/M. 1983.

–, *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/M. 1985.

–, *Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse*, Frankfurt/M. 1998.

–, »Signatur Ereignis Kontext«, in: ders., *Limited Inc*, Wien 2001, S. 15–45.

Diderot, Denis, und Jean Le Rond d'Alembert (Hg.), *Encyclopédie*, Paris 1765.

Dünkelsbühler, Ulrike, *Kritik der Rahmen-Vernunft*, München 1991.

Foucault, Michel, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt/M. 1974.

–, *Die Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M. 1981.

Freud, Sigmund, »Entwurf einer Psychologie«, in: *Gesammelte Werke. Nachtragsband, Texte aus den Jahren 1885–1938*, Frankfurt/M. 1999, S. 373–486.

–, »Studien über Hysterie«, in: *Gesammelte Werke*, Bd. I, Frankfurt/M. 1999, S. 75–312.

–, »Zur Ätiologie der Hysterie«, in: *Gesammelte Werke*, Bd. I Frankfurt/M. 1999, S. 423–459.

–, »Notiz über den Wunderblock«, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XIV, Frankfurt/M. 1999, S. 1–8.

Ginzburg, Carlo, »Indizien: Morelli, Freud und Sherlock Holmes«, in: *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei: Dupin, Holmes, Peirce*, hg. v. Umberto Eco und Thomas A. Sebeok, München 1985, S. 125–179.

Goffman, Erving, *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt/M. 1996.

Günther, Arnold, »Der logische Status des Anführungszeichens«, in: *Zeitschrift für Semiotik*, Bd. 14, Heft 1–2, 1992, S. 123–140.

Hirsch, Eric, *Prinzipien der Interpretation*, München 1972.

Husserl, Edmund, *Logische Untersuchungen*, Bd. 2, Tübingen 1968.

Kettner, Matthias, »Peirce, Grünbaum und Freud«, in: *Die Welt als Zeichen und Hypothese. Perspektiven der Peirceschen Zeichentheorie*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt/M. 2000, S. 293–318.

Krämer, Sybille, »Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Thesen über Performativität als Medialität«, in: *Kulturen des Performativen, Sonderband*

*Paragrana, Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie*, Bd. 7, Heft 1, Berlin 1998, S. 33–57.

Lacan, Jacques, »Le symptôme«, in: *Scilicet*, 6/7, Paris 1976, S. 42–52.

Luhmann, Niklas, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1999.

Peirce, Charles Sanders, *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, Bd. I–VI, hg. v. Charles Harsthorne und Paul Weiss, Bd. VII und VIII, hg. v. Arthur W. Burks, Cambridge/Mass. 1931–1958.

–, *Phänomen und Logik der Zeichen*, Frankfurt/M. 1983.

Saussure, Ferdinand de, *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin 1967.

Searle, John, *Sprechakte*, Frankfurt/M. 1971.

Serres, Michel, *Interferenz*, (1972), Berlin 1992.

Stingelin, Martin, »Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken.« Die poetologische Reflexion der Schreibwerkzeuge bei Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nietzsche«, in: *Lichtenberg-Jahrbuch 1999*, hg. v. Walter Promies und Ulrich Joost, Saarbrücken 2000, S. 81–98.

Wehde, Susanne, *Typographische Kultur*, Tübingen 2002.

Weigel, Sigrid, »Von der Topographie zur Schrift – Zur Genese von Benjamins Gedächtniskonzept«, in: *Zwischen Erinnern und Vergessen. Kunstforum*, Bd. 128, 1994, S. ?

Wirth, Uwe, »Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität«, in: *Performanz. Von der Sprachphilosophie zu den Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt/M. 2002, S. 9–60.

–, »Die Phantasie des Neuen als Abduktion«, in: *DVjs*, 77 Heft 4, 2003.

–, »Zwischen Zeichen und Hypothese. Die abduktive Wende der Sprachphilosophie«, in: *Die Welt als Zeichen und Hypothese*, hg. v. ders., Frankfurt/M. 2000, S. 133–157.

–, »Hypertextualität als Gegenstand einer ›intermedialen Literaturwissenschaft‹«, in: *Grenzen der Germanistik*, hg. v. Walter Erhart, Stuttgart, Weimar 2004, S. 410–430.

–, »Original und Kopie im Spannungsfeld von Iteration und Aufpfropfung«, in: *Original-Kopie*, hg. v. Gisela Fehrmann, Eckhard Schumacher, Erika Linz, Brigitte Weingart, Köln 2004, S. 18–33.